**Sind geschlechtergerechtes Sprechen und Schreiben eine Zumutung?
Nein!**

**Unser Deutsch ist ungerecht und ungenau. Deshalb müssen wir anders sprechen und schreiben als bisher**

*Von Marie Schmidt* in DIE ZEIT 30.5.2018

Kurz noch was anderes, bevor wir anfangen: Was ein echter FC-Bayern-Fan ist, der muss ja am Pfingstsamstag ziemlich durch den Wind gewesen sein. Eine Gruppe sah man sogar johlend durch die Straßen ziehen. Sie trafen ein paar Touristen aus Australien, man verbrüderte sich, und alle zogen weiter zum nächsten Kiosk, um Bier zu kaufen. Da merkten sie, dass keine von ihnen Geld dabei hatte. Sie hatten ihre Handtaschen daheim liegen lassen. Kein Wunder, so betrunken, wie die Mädels nach dem verlorenen Pokalfinale waren.
An dieser Geschichte ist nach den Regeln der Grammatik alles in Ordnung. Aber was sehen Sie vor ihrem inneren Auge? Waren Sie überrascht, dass die Fußballfans Frauen sind? Und handelt es sich bei den Leuten aus Australien um Frauen oder Männer? Sie können es nicht wissen, weil im Deutschen die männliche Wortform benutzt wird, sobald auch nur ein einziger Mann in einer Gruppe ist. Das Wort „verbrüdern“ ist auch nicht aufschlussreich, es gilt geschlechterübergreifend, auch wenn dar Wortteil „Brüder“ in die Irre führt.
Pardon, Sie haben gerade an einem kleinen Gedankenexperiment teilgenommen, das zeigt, warum es sinnvoll wäre, Sprache zu „gendern“: Man versteht sie sonst nicht richtig, das Gesagte wird unklar oder schlimmstenfalls falsch. Deshalb ist es geraten, nach dem Geschlecht zu differenzieren, wenn von Personen die Rede ist. Wenn das nicht geht, etwa bei abstrakten Gruppen, empfiehlt es sich, irgendwie zu signalisieren, dass man über das Geschlecht gerade nichts Genaues aussagen möchte. Dazu eignen sich Partizipien („der/die Studierende“) oder neutralisierende Formen wie „Bürger\*innen“.
In unserer Geschichte hätte also von „Touristinnen und ihren Männern“ die Rede sein können, dann hätten Sie es sich genau vorstellen können. Oder von „Tourist\_innen“ oder „Reisenden“, dann wäre Ihnen bewusster geworden, dass Sie das Geschlecht nicht einordnen können. Mit den „FC-Bayern-Fans“ wird es schwierig, denn „der Fan“ ist zwar im Deutschen zwar maskulin, im Plural neutralisiert sich das Genus aber, weil es keine weibliche Wortform gibt. Dazu ein weiter Test: „Die Bibi & Tina-Fans“ – was sehen Sie?
Wenn die Bedeutung des Wortes „Fans“ hier in einem Fall in Richtung „Männer mit Schals“ und im anderen zu „kleine Mädchen“ tendiert, dann wegen des Kontextes. Dass wir Sprache benutzen können, hängt eben nicht nur davon ab, dass wir das Lexikon und die Grammatik abgespeichert haben. Menschen sind keine Computer, in die bloß ein regelkonformer Code eingegeben werden muss, damit der richtige Sinn in ihren Hirnen entsteht. Das scheinen nur die Verteidiger des sogenannten generischen Maskulinums zu glauben, die behaupten, mit der grammatisch männlichen Form seien Frauen „selbstverständlich mitgemeint“.
So funktioniert Sprache nicht. Wir deuten Wörter und Sätze nicht danach, was der Sprecher „meint“, wir können ja nicht in seinen Kopf gucken. Wir schließen dagegen viel aus dem Zusammenhang: Wer spricht? In welchem Ton? Mit welchem Wissenshorizont? Welche kulturellen Erwartungen bestehen? Der Trick der Geschichte zu Anfang war, dass das maskuline Genus des Wortes „Fan“ gut zu der Erfahrung passt, dass 78 Prozent der Leute, die Fußballstadien besuchen, männlich sind. Gerade bei Personenbezeichnungen erzeugt das grammatische Geschlecht zusammen mit dem sozialen Geschlecht die Bedeutung.
Das heißt, unser Sprachverstehen beruht auf inneren Bildern, Vorurteilen. Die sind oft beliebig. Zur Entspannung ein Beispiel jenseits des Geschlechterspektrums: Die Nuss. Deutsche stellen sich unter diesem allgemein (generischen) Begriff spontan eine Haselnuss vor. Wenn Sie das entsprechende französische Wort *noix* googeln, erhalten Sie Bilder von Walnüssen. Das wird in Frankreich mit diesem Begriff assoziiert, das ist kulturelle Prägung. Wenn Sie in einer Bar „Nüsse“ bestellen, bekommen Sie wahrscheinlich Erdnüsse, das ist eine Konvention im Kontext „Bar“.
Wir können solche Muster nicht umgehen. Wörter sind abstrakt, sie bezeichnen Klassen von Dingen. Wir würden uns beim Sprechen heillos verzetteln, wenn wir unser Vorverständnis jedes Mal zur Diskussion stellen würden. Was die Nüsse betrifft, ist das kein Problem, solange die Mandeln sich nicht unterrepräsentiert fühlen und protestieren (und Sie nicht im Urlaub an der Côte d’Azur durch ein Nusstörtchen in Lebensgefahr geraden, weil Sie an einer Walnussallergie leiden). Menschen Muster wirken allerdings stark störend für die Kommunikation. Wenn wir von und mit Menschen sprechen, ist deshalb Vorsicht vor unbedachten Verallgemeinerungen geboten. Der Höflichkeit halber müssen wir uns klarmachen, dass Sprache kein neutrales Medium für das ist, was wir gerade „meinen“. Was das grammatische Genus betrifft, konnte die linguistische Forschung schon vor geraumer Zeit zeigen, dass es zusammen mit dem sozialen Geschlecht zu unguten Verallgemeinerungen führt.
Dazu gab es zum Beispiel Tests, die unserem Experiment zu Beginn ähnelten. Probandinnen und Probanden wurde der Anfang einer Geschichte im generischen Maskulinum erzählt, um zu messen, welche Fortsetzung sie wie schnell als plausibel erkannten: eine, in der sich die Figuren als männliche, oder eine in der sie sich als (zum Teil) weiblich herausstellten. Die männliche „Lösung“ fanden die Leute dabei häufiger und schneller richtig. So wurde nachgewiesen, dass das Maskulinum nicht generisch funktioniert. Das grammatische Geschlecht wirkt sogar stärker als das soziale Stereotyp. Das stellte sich heraus, als der Versuch mit Berufsbezeichnungen wiederholt wurde, die eigentlich weiblich belegt sind, wie „Kosmetiker“. Auch diesen Begriff verstanden Deutschsprachige zuerst als „Männer“. Englischsprachige assoziierten mit „*beauticians*“ dem Vorurteil gemäß Frauen, da es im Englischen kein grammatisches Geschlecht gibt.
Das Abhängigkeitsverhältnis von Sprache und Vorstellungen besteht also in beiden Richtungen: Unsere Vorstellungen bedingen, wie wir die Sprache verstehen, aber die Form unserer Sprache begrenzt zugleich, was wir uns vorstellen können. Deswegen ist das geschlechtsübergreifend verwendete Maskulinum mit schuld daran, dass Frauen sich in bestimmten Situationen tatsächlich unterordnen, weil sie nicht genau wissen, ob sie gerade angesprochen werden oder nicht. Die Verfechter des generischen Maskulinums tun so, als könne man da trennen. Sie sagen, man lenke mit der Gendersprache von der „wirklichen“ Ungerechtigkeit der sozialen Verhältnisse ab. Gegen sie soll man kämpfen, dann brauche man an der Sprache nichts zu ändern. Sie machen es sich zu einfach. Man muss das eine tun, ohne das andere zu lassen, so eng hängen die beiden Dimensionen zusammen.
Das sind zwar weder neue noch esoterische Ideen, der Streit um die Sprache wird aber heftiger denn je, seit geschlechtergerechte Sprache vielfach (etwa in Stellenausschreibungen oder an Universitäten) erwünscht ist. Das schmerzt ihre Gegner, die die herkömmliche Sprache um ihrer gefühlten Natürlichkeit willen verteidigen. Wobei die Idee, dass es einen Urzustand der Sprache gebe, in der Frauen im Maskulinum „mitgemeint“ seien, relativ jung ist. Sie tauchte erst in den 1960er Jahren in den Grammatiken auf, kurz bevor diese These von der feministischen Sprachwissenschaft wieder infrage gestellt wurde. Der Verdacht liegt nahe, dass die Grammatik-Fetischisten damit weniger die Sprache als die Vorurteile in ihren Köpfen beschützen wollten, dass sie das Neue also bis heute aus ideologischen Gründen bekämpfen. Sie argumentieren nur scheinbar rational und klammern sich wie wild an ihre Grammatikbücher.
Entsprechend urteilt gerade auch der Bundesgerichtshof, vor den die 80-jährige Feministin Marlies Krämer zog, die ihre Sparkasse verklagte. Sie wollte durchsetzen, dass in Formularen auch die weibliche Form („Kundin“) für sie stehen müsste. Das BGH prüfte das geschlechterübergreifende Maskulinum und erkannte an, dass es „als benachteiligend kritisiert und teilweise nicht mehr so selbstverständlich als verallgemeinernd empfunden wird“. Trotzdem wies das Gericht die Klage ab, da die geltenden Gesetze ja auch im Maskulinum verfasst seien.
Wenn es Ihnen also ums Rechthaben nach dem Schema „Ist halt so“ geht, dürfen Sie im generischen Maskulinum weiterplaudern. Wenn Sie darauf Wert legen, etwas auszusagen und verstanden zu werden, hilft Ihnen die geschlechtergerechte Sprache. Denn schneller als die Sprache (und die Gesetze) wandelt sich die Welt, von der wir sprechen. Das betrifft nicht nur die öffentliche Wirkung von Frauen, sondern unser Verständnis von „Geschlecht“ überhaupt. Die Möglichkeit dritter Geschlechter jenseits von Männlichkeit und Weiblichkeit wird immer öfter thematisiert und ist sogar vom Bundesverfassungsgericht anerkannt worden. In einer vielfältigen Gesellschaft, in der Menschen jeden Geschlechts verschiedenste Rollen bekleiden, steht eine Sprache, die nur Männer nennt, eben endgültig als ungerecht, ungenau und beschränkt da.
Wenn Sprache sich ändert, müssen allerdings Regeln dran glauben. Es droht ein ziemliches Kuddelmuddel, wenn in jeder Seminarsitzung, in jedem Behördenschreiben neu überlegt werden muss, wie „man“ jetzt spricht. Deshalb behelfen sich inzwischen viele Institutionen mit Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache. Die Gefahr, dass eine einheitliche Lösung „von ganz oben“ beholfen würde, besteht entgegen mancher Befürchtung aber nicht. Niemand wird zu irgendetwas gezwungen.
Das ginge gegen sämtliche Ideen der Gendersprache. Denn die kommt aus der Sprachphilosophie des Poststrukturalismus, deren zentrale Beobachtung lautet: Sprache bedeutet nicht dann besonders viel, wenn sie möglichst sklavisch irgendwelchen Regeln gehorcht. Bedeutung entsteht häufig, wenn die Verallgemeinerung der Sprache in Konflikt gerät mit konkreten Aussagen, also durch sogenannte performative Widersprüche. Viele Witze basieren darauf: Ein Norddeutscher fährt Aufzug. Steigt ein Bayer ein und sagt: „Grüß Gott!“ Der Norddeutsche: „So hoch fahre ich aber nicht.“ Die Kommunikation dieser beiden misslingt hier, und uns wird klar: Der Sinn des Grußes („Hallo“) steht irgendwie quer zur wörtlichen Bedeutung.
Die neuere Sprachphilosophie ist nun zu der Erkenntnis gelangt, dass performative Widersprüche nicht nur als Sonderfälle vorkommen, sondern auch die Dynamik der „normalen“ Sprache ausmachen. Ein gutes Beispiel dafür ist der Satz, mit dem oft der Unsinn gegenderter Sprache bewiesen werden soll: „Frauen sind die besseren Autofahrer.“ Diesen Satz könne man nicht gendern, ohne ihn seines Sinnes zu berauben, heißt es. Die Pointe ist aber, dass schon der Ursprungssatz nur richtig wirkt, weil er falsch ist: Frauen sind keine Autofahrer, sondern streng genommen Autofahrerinnen. Der Witz des Satzes ist, dass die konventionelle Funktion des generischen Maskulinums „Autofahrer“ gegen das Wort „Frauen“ ausgespielt wird.
Alles in allem sind die Vorwürfe gegen die geschlechtergerechte Sprache also wohlfeil: Ja, sie ist kompliziert und spielt mit Wörtern und Grammatik. Ja, sie ist moralisch, denn sie enthält eine Botschaft darüber, wie man die Welt und Gesellschaft haben möchte. Und ja, sie führt in Widersprüche. Aber all das gilt für die herkömmliche Sprache auch. Es fällt nur nicht so auf, wir haben uns daran gewöhnt. Und an geschlechtergerechte Sprache werden wir uns auch gewöhnen. Schön werde sie nie sein, sagen die Gegner. Aber rau und kantig ist Sprache eben bisweilen. Versuchen Sie mal, elegant das Wort „Schmetterling“ zu sagen.
Während sich die Liebhaber des generischen Maskulinums noch verkämpfen, gendern die anderen jedenfalls heute munter drauflos. Wie genau Sie es damit halten, können Sie davon abhängig machen, wie Sie zu der Erkenntnis stehen, dass wir um Widersprüche in der Sprache nicht herumkommen. Wenn Sie denken, dass man solche Widersprüche nicht zu hoch hängen sollte, weil das Streit zwischen Menschen den Menschen begünstigt, neigen Sie eher der hermeneutischen Seite zu. Lesen Sie Jürgen Habermas, und formulieren Sie den Satz einfach um: Unter allen, die einen Führerschein haben, fahren Frauen am besten Auto. Freunde finden Sie unter Journalistinnen, Werbetreibenden und den Autorinnen des Ratgebers *Richtig gendern* aus dem Dudenverlag, der sich im Wesentlichen mit einer begütigenden Lösung aus Doppelnennungen (Bürgerinnen und Bürger) und neutralisierenden Verlaufsformen (Studierende) zufriedengibt.
Wenn Sie dagegen zum existenzialistisch-dekonstruktiven Weltbild tendieren und finden, dass man die Widersprüchlichkeit der Welt nicht verschleiern sollte, könnte Ihnen die Bücher von Jacques Derrida und Judith Butler gefallen. Sie mögen dann vielleicht lieber grafische Markierungen wie Unterstriche oder Sternchen, die wie Mahnmale in den Wörtern stehen, wo immer ihr Sinn nicht ganz festgelegt ist. Verbündete finden Sie unter Künstler\*innen, Philosoph\*innen und den Autor\*innen der Broschüre *Was tun?* Der AG Feministisch Sprachhandeln an der Humboldt-Universität Berlin. Die verficht Formen wie „Professor\_innen“, „Professor\*innen“ oder Professx“, in denen alle, die sich mit den Kategorien weiblich und männlich nicht identifizieren können, in einer symbolischen Lücke Platz finden.
Noch eine Daumenregel: Höflich ist es, in der Auseinandersetzung mit anderen Menschen deren Wertvorstellungen zu achten. So geschehen auch in diesem Text. Von den Verteidigern des generischen Maskulinums war im generischen Maskulinum die Rede. Sollten Frauen darunter sein, fühlen sie sich ja mitgemeint. Sonst wurde eine gemäßigt gegenderte Sprache benutzt, die gelegentlich zur Abwechslung die feminine Form einstreut, vor allem aber unsachgemäße Geschlechterzuschreibung vermeidet, wo es geht: Dabei helfen die direkte Anrede in der ersten und die dritte Person Plural sowie Relativsätze, das Passiv und das eine oder andere Partizip, liebe Lesende. Über solche Verlaufsformen wird zwar auch viel gespottet. Aber soll man Reisende wegen grammatischer Bedenken aufhalten?